

**Zeitschrift:** Freiburger Geschichtsblätter  
**Herausgeber:** Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg  
**Band:** 72 (1995)  
  
**Artikel:** Frauenalltag im Senseland um die Jahrhundertwende  
**Autor:** Witzig, Heidi  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-340779>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 01.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# FRAUENALLTAG IM SENSELAND UM DIE JAHRHUNDERTWENDE

HEIDI WITZIG

Wegweisend für die Erforschung des gelebten Alltags sind Fragestellungen, die sich aus den regionalen Forschungen und aus der Sozialgeschichte entwickelten. Gefragt wird nach dem Spannungsfeld zwischen kultureller Überlieferung, lokaler Umwelt, also den konkreten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten, und den individuellen Handlungsmöglichkeiten der einzelnen Frauen und Männer. Ich frage nach Arbeitsorganisation, Arbeitsteilung und Machtverhältnissen innerhalb einzelner Familien und versuche die Ergebnisse innerhalb der konkreten Lebensbedingungen im Senseland zu interpretieren. Die Resultate haben vorläufigen Charakter; aufgrund weiterer Lebensbeschreibungen, Selbstzeugnisse usw. würde ein noch facettenreicheres Bild entstehen.

## *Der Kanton Freiburg*

In der Zeit nach 1870 wurde die Landwirtschaft in ganz Europa vom Weltmarkt erfaßt, so auch der Agrarkanton Freiburg. Der Import von billigem amerikanischem Getreide bewirkte einen Preiszerfall des einheimischen Getreides. Wie andere Landwirtschaftsregionen reagierte auch der Kanton Freiburg auf diese strukturelle Krise mit einer Umstellung der Produktion auf Milch- und Viehwirtschaft. Besonders das Greyerzerland hatte eine lange

Tradition der Milch- und Käseerzeugung. Die freiburgischen Getreideflächen gingen zwischen 1850 und 1900 um 50% zurück, während Viehzucht und Milcherzeugung sprunghaft zunahmen<sup>1</sup>. Entlang des Neuenburgersees, in den durch die Juragewässerkorrektion gewonnenen ehemaligen Sumpfgebieten, wurde intensiv Gemüse angepflanzt. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg arbeiteten im Kanton Freiburg doppelt so viele Menschen in der Landwirtschaft wie im schweizerischen Mittel<sup>2</sup>. Die zahlreichen Einkaufs-, Viehzucht-, Käse- und Milchgenossenschaften, 1894 im «Verband der Freiburger landwirtschaftlichen Vereine» zusammengefaßt, waren auch an der Gründung des Schweizerischen Bauernverbands 1897 aktiv beteiligt<sup>3</sup>.

In der freiburgischen Industrie dominierte mit Abstand die Milchverwertung. Dank der staatlich energisch vorangetriebenen Elektrizitätsgewinnung – der viel gepriesenen «kleinen industriellen Revolution»<sup>4</sup> – arbeitete die milchverwertende Industrie von Anfang an mit elektrischem Strom. Die seit 1866 in der Schweiz tätige «Anglo-Swiss Condensed Milk Corporation» gründete 1871 eine Fabrik in Düringen, in Epagny entstand um 1875 die Kondensmilchfabrik Lapp. Zahlreiche Butterfabriken und Dampfkäsereien verarbeiteten Freiburger Milch, und die Schokoladefabrik Peter-Cailler-Köhler in Broc war die größte Arbeitgeberin im Kanton. Zusammen mit der Konservenfabrik Kerzers, die das Seeland-Gemüse verarbeitete, und einzelnen Tabakmanufakturen und Brauereien beschäftigte die Nahrungsmittelindustrie 1912 40% der ArbeiterInnen des Kantons. Die im schweizerischen Mittelland führende Textil- und Maschinenindustrie fehlte im Kanton Freiburg weitgehend. Das Gewerbe blieb im ganzen Kanton kleingewerblich, lediglich die Holzgewinnung und -verarbeitung war bis um die Jahrhundertwende von überdurchschnittlicher

<sup>1</sup> François WALTER, *Die Zeit der Prüfungen: Die Freiburger Wirtschaft von den Siebziger Jahren bis zum Ersten Weltkrieg*, in: Geschichte des Kantons Freiburg, Bd. 2, Freiburg 1981, S. 948–950.

<sup>2</sup> François WALTER, *Die Zeit der Prüfungen* (wie Anm. 1), S. 958.

<sup>3</sup> François WALTER, *Die Zeit der Prüfungen* (wie Anm. 1), S. 953–955.

<sup>4</sup> Roland RUFFIEUX, *Fribourg sous le choc de la modernité. Aspects de l'histoire fribourgeoise aux XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles*, Lausanne 1988, S. 7.

<sup>5</sup> François WALTER, *Die Zeit der Prüfungen* (wie Anm. 1), S. 956–960.

Bedeutung<sup>5</sup>. Die traditionelle Heimarbeit, vor allem das Strohflechten, verlor seit 1890 jegliche ökonomische Bedeutung<sup>6</sup>.

Dank dem Zusammenspiel von Nahrungsmittelerzeugung und industrieller Verarbeitung war der Kanton Freiburg einer der wenigen Agrarkantone ohne sogenannte Landflucht. Die Bevölkerung wuchs im Gegenteil leicht an, von 1888 bis 1910 um 17,1% (gesamtschweizerisch 28,6%)<sup>7</sup>. Die je nach Region verschieden starke Ausrichtung auf landwirtschaftliche Produktion bzw. Nahrungsmittelindustrie prägte Alltag und Perspektiven der Freiburger Landbevölkerung zutiefst.

Der Kanton Freiburg war um die Jahrhundertwende nicht nur ein bedeutender Agrarkanton, sondern auch aktives Zentrum des politischen und kulturellen Katholizismus. Die regierende Klasse strebte für den Kanton eine führende Position im schweizerischen und internationalen Katholizismus an. Georges Python, von 1880 bis 1914 unangefochtener Staatschef der «christlichen Republik», prägte ein semi-demokratisches Regime, das die Ziele der katholischen Sozialcharta dem Volk mit Hilfe eines stark interventionistischen Staates von oben her verordnete<sup>8</sup>. Zahlreiche katholische Großveranstaltungen hatten eindeutigen Demonstrationscharakter und ergänzten die traditionellen Riten und Prozessionen des Kirchenjahres wirkungsvoll.

Die Gründung der Universität Freiburg im Jahr 1889 hatte ausdrücklich die aktive Durchdringung von Wissenschaft, Ökonomie und der gesellschaftlichen Strukturen im Sinne der katholischen Sozialcharta zum Zweck. Zur Finanzierung dieses gewaltigen Unternehmens wurde 1892 die Freiburger Staatsbank gegründet.

<sup>6</sup> Johann PILLER, *Das Senslervolk – ein Wandervolk*, in: Beiträge zur Heimatkunde, hg. vom Verein für Heimatkunde des Sensebezirks 12 (1938), S. 21.

<sup>7</sup> Hugo BAERISWYL, *Das öffentliche Armenwesen des Kantons Freiburg*, in: Beiträge zur Heimatkunde 29 (1958), S. 3–164, hier S. 29.

<sup>8</sup> Pierre BUGNARD, *Die Ära Python (1882–1914)*, in: Geschichte des Kantons Freiburg (wie Anm. 1), S. 911. Die Enzyklika «Rerum novarum» erschien 1891; an ihrer Ausarbeitung war die Union catholique d'études sociales et économiques de Fribourg, die sogenannte «Union de Fribourg» wesentlich beteiligt gewesen; vgl. Hans-Ulrich JOST, *Die reaktionäre Avantgarde. Die Geburt der neuen Rechten in der Schweiz um 1900*, Zürich 1992, S. 38–39.



Universität und Staatsbank waren nach Georges Pythons Überzeugung die beiden wichtigsten Regierungsinstrumente zur «Neugestaltung» von Wirtschaft und Gesellschaft<sup>9</sup>. Der Ausbau der Universität trieb den Kanton in hohe Schulden – 90 Millionen um 1900, bei einem Staatshaushalt von 6,5 Millionen. Sparen konnte man allenfalls beim Ausbau des Eisenbahnnetzes, was auch das Senseland bitter zu spüren bekam. Eine weitere Finanzierungsquelle bildete die Errichtung einer staatlichen Lotterie zugunsten der Universität; solche Lotterien wurden auch zum Bau der zahlreichen Kirchen veranstaltet.

Prägend für den Alltag waren nicht nur Georges Pythons Bemühungen um die Bewahrung der indirekten Demokratie und der agrarisch-kleingewerblichen Wirtschafts- und Sozialstrukturen, sondern auch die eingespielte «Trilogie von Klerus, Magistrat und Volk»<sup>10</sup>. Die gemeinsame Führung des «peuple imbécile» durch Repräsentanten der Kirche und des Staates hatte in Freiburg eine lange Tradition, die noch um die Jahrhundertwende fast ungebrochen weiterlebte<sup>11</sup>. Besonders deutlich zeigt sich die Kontrolle über Schule, Presse und Vereinswesen<sup>12</sup>. Die geschlechtergetrennte Schulbildung übernahmen Ingenbohrer- und Vinzenzschwestern. Zur «Abwehr nichtkatholischen und nichtkonservativen Gedankengutes» wurde 1904 die «Freiburger Zeitung» zu einer täglich erscheinenden Zeitung, den «Freiburger Nachrichten», ausgebaut<sup>13</sup>. Diese waren nicht nur auf Deutsch-

<sup>9</sup> Nach Pierre BUGNARD, *Die Ära Python* (wie Anm. 8), S. 919, bildete die Gründung der staatlichen Gesellschaft zur hydraulischen Produktion von elektrischem Strom 1888 den dritten Pfeiler der interventionistischen Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik Pythons.

<sup>10</sup> Pierre BUGNARD, *Die Ära Python* (wie Anm. 8), S. 915.

<sup>11</sup> Aram MATTIOLI, *Zwischen Demokratie und Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz*, Zürich 1994, S. 28.

<sup>12</sup> Vgl. Hans-Ulrich JOST, *Die reaktionäre Avantgarde* (wie Anm. 8), S. 69–70: Die «Nummer 13», die Grand' Rue 13 in Freiburg als Sitz des katholischen Pressezentums «Œuvre de Saint-Paul», galt als «Nervenzentrum» von Pythons Herrschaft.

<sup>13</sup> *See- und Senseland zu Großvaters Zeiten. Alte Aufnahmen und Texte*, zusammengetragen von Moritz BOSCHUNG und Hermann SCHÖPFER, Freiburg 1975, S. 15–17.

freiburg ausgerichtet; mit einem ausführlichen Ausland- und Inlandteil dienten sie neben der französischsprachigen «La Liberté» ausdrücklich auch als Sprachrohr des internationalen politischen Katholizismus. Speziell für das Senseland erschien seit 1910 das Pfarreiblatt «Dorf-Glocken» mit besinnlichen Geschichten. Der jährlich erscheinende katholische Volkskalender für Freiburg und Wallis war im Senseland ebenfalls verbreitet. Das Vereinswesen war zum größten Teil in der Hand der Dorfpfarrer. Als besonders wirksam erwies sich die Tätigkeit von zumeist geistlichen Universitätsprofessoren. Sie ergänzten das Wirken der politischen Behörden und Gemeindepfarrer. Sie waren im Senseland oft populäre und bekannte Persönlichkeiten, die sich als Gründer und Organisatoren der verschiedenen Vereine, als Aufklärer vor Wahlen und Abstimmungen, als Herausgeber volkstümlicher Zeitschriften und Verfasser von Zeitungsartikeln und nicht zuletzt als Propagandisten der konfessionellen Schulen aller Stufen engagierten.

### *Das Senseland*

Politisch gliederte sich der 1847 geschaffene Sensebezirk in zwanzig Gemeinden; Tavers celtique wurde ebenfalls 1847 als Bezirkshauptort bestimmt. Im Sensebezirk wohnten 1888 18 224 EinwohnerInnen, 1910 20 969 und 1920 22 085. Am stärksten stieg die Bevölkerungszahl in den Gemeinden des Unterlandes<sup>14</sup>.

Als deutschsprachiger Bezirk war das Senseland historisch und kulturell stark auf die Stadt Freiburg ausgerichtet. Es besaß im Gegensatz zu allen anderen Bezirken kein eigenes historisch gewachsenes Zentrum. Die vier wichtigsten Hauptstraßen des Bezirks führten alle nach Freiburg und nicht nach Tavers<sup>15</sup>. Viele große Bauerngüter des Unter- und Mittellandes gehörten Waadt-

<sup>14</sup> Emil STALDER, *Bevölkerungs-Statistik des Sensebezirks*, in: Beiträge zur Heimatkunde 2 (1928), S. 20.

<sup>15</sup> *See- und Senseland zu Großvaters Zeiten* (wie Anm. 13), S. 11–13.

länder oder Freiburger Patriziern, die sich seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts intensiv um fortschrittliche Methoden in der Landwirtschaft bemühten<sup>16</sup>.

Die Landwirtschaft war der wichtigste Erwerbszweig des Sensebezirks. Außer der Milchsiederei in Düringen existierte keinerlei Industrie (1920 insgesamt 5,7% der Beschäftigten). Von 1888 bis 1920 nahm der Prozentsatz der in der Landwirtschaft Beschäftigten von 73% auf 62% ab; er lag also immer noch weit über dem schweizerischen Durchschnitt (1880 42,4%, 1920 25,8%)<sup>17</sup>. Vorherrschend waren Mittel- und Kleinbetriebe, von denen es sich häufig nur kümmerlich leben ließ; im Unterland gab es viele größere Güter und Landsitze, die teilweise immer noch Patriziern oder Bankiers gehörten und vorzugsweise von Berner Pächtern geführt wurden<sup>18</sup>. Im Unterland lebten nach einem «regelrechten Einwanderungsboom» in den 1850er Jahren viele Bauernfamilien aus dem reformierten Bernbiet und Ob- u. Nidargau – zuerst als Pächter und zunehmend auch als Eigentümer<sup>19</sup>. Der Kanton Freiburg zählte mit 40% Pächtern zu den Landwirtschaftskantonen mit relativ wenig besitzenden Bauern<sup>20</sup>. Zwischen 1882 und 1927 entstanden acht landwirtschaftliche Genossenschaften, die besonders im Unterland eine rege und innovative Tätigkeit entfalteten.

Die Kapitalisierung der Landwirtschaft wirkte sich im Senseland vielfältig aus. Der große Geldbedarf aufgrund von Bodenschulden und Viehwirtschaft wurde enorm verschärft durch das Verschwinden traditionell weiblicher Nebenerwerbsquellen wie der Stroh-

<sup>16</sup> Kathrin VON NIEDERHÄUSERN, *Mentalitäten und Sensibilitäten im bikonfessionellen Sensebezirk. Annäherung an die «geistige Heimat» der bernischen Sondergesellschaft im katholischen Umfeld des 19. Jahrhunderts. Aufbau und Entwicklungslinien einer reformierten Diaspora*, Liz.-Arbeit, o.J., S. 28–30.

<sup>17</sup> Emil STALDER, *Bevölkerungs-Statistik* (wie Anm. 14), S. 24–25. Aram MATTIOLI, *Zwischen Demokratie und Diktatur* (wie Anm. 11), S. 323 (Tabelle 2).

<sup>18</sup> Emil BALMER, *Uttewil. Vom Hof u vo syne Lüt. Es Buech über d'Familie Schnyder*, Bern 1941, S. 10.

<sup>19</sup> Vgl. Kathrin VON NIEDERHÄUSERN, *Der Sensebezirk: Ein Kalifornien für Berner Bauern*, in: Freiburger Nachrichten, 24. März 1992.

<sup>20</sup> Zahlen vgl. bei Hugo BAERISWYL, *Das öffentliche Armenwesen* (wie Anm. 7), S. 47.

flechterei. Allerdings wirkte sich dieses Verschwinden in kaum einer anderen Region so katastrophal aus wie im Senseland, wo sich ungünstige Faktoren potenzierten: wenig Land, Hypothekarschulden, kapitalintensive Landwirtschaft, verschwindende Heimarbeit und keine Industrie. Im Senseland verarmten die Familien ohne genügend eigenes Land zusehends – Johann Piller spricht von einem «latenten Pauperismus» – und brachten auch die unterstützungspflichtigen Gemeinden in finanzielle Bedrängnis<sup>21</sup>.

Der vergebliche Kampf um die Erschließung des mittleren und oberen Senselands durch den Bau einer Eisenbahnlinie Freiburg–Düdingen–Plaffeien steht sinnbildlich für die Machtlosigkeit und Abgeschlossenheit der Region. Trotz ungezählter Vorstöße und Aktivitäten verschiedener Komitees wußten die kantonalen Behörden den Bau der bereits konzessionierten Bahnlinie zu verhindern. Einerseits war nach dem restriktiven Eisenbahngesetz von 1904 für den Bahnbau kein Geld mehr vorhanden, und andererseits war von Regierungsseite eine Öffnung des Senselands direkt nach Bern nicht erwünscht. Nur Düdingen, dank der Kondensmilchfabrik sowieso in einer komfortablen Lage, konnte von der neu errichteten Eisenbahn Freiburg–Bern profitieren. 1899 verband die Postkutsche Düdingen mit Tafers, ab 1904 auch mit Plaffeien. Auf private Initiative wurden zwischen 1914 und 1926 Postautokurse eingeführt.

### *Lebensbedingungen einiger Bauern- und Gewerbefamilien im Senseland*

Auf dem Hintergrund dieser knappen Eckdaten soll nun mit Hilfe von Lebensbeschreibungen und zeitgenössischen Quellen der Alltag einzelner Frauen und Männer, die in Bauern- und Gewerbe-

<sup>21</sup> Johann PILLER, *Das Senslervolk* (wie Anm. 6), S. 43. Vgl. Moritz BOSCHUNG, *Die Strohflechtereie im Sensebezirk*, in: Beiträge zur Heimatkunde 47 (1977), S. 152–153.

familien lebten, rekonstruiert werden. Ausgangspunkt bilden die beiden bekannten Lebenserinnerungen von Anni Kopp-Dietrich und Lina B. aus dem Mittel- und Oberland sowie die Hofchronik der Familie Schnyder von Uttenwil im Unterland von 1850 bis 1940<sup>22</sup>.

Lina B. wurde 1904 geboren, Anni Dietrich 1911; ihre Jugendzeit lag nur noch teilweise in unserem Betrachtungsraum. Unser besonderes Augenmerk gilt somit der Elterngeneration; die Angaben aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg müssen auf ihre Gültigkeit für unseren Zeitraum jeweils überprüft werden.

### *1. Unterschiedliche Ausgangslage und Lebensumstände*

Die äußeren Lebensumstände der Familien Schnyder, Dietrich und B. unterschieden sich stark. Die Bauernfamilie Schnyder stammte aus Diesbach bei Büren BE und ließ sich um 1860 als Hofeigentümerin in Uttenwil nieder. Sie bildete mit anderen Berner Bauernfamilien die reformierte Diaspora der hablichen Pächter und Hofbesitzer im Senseland. Der Vater Jakob Schnyder war ein äußerst unternehmungsfreudiger und innovativer Bauer, Mitbegründer des im Jahr 1882 entstandenen reformierten Ökonomisch-Gemeinnützigen Vereins des Sensebezirks in Düringen. Zwischen 1867 und 1880 gebar seine erste Frau zehn Kinder (zwei starben kurz nach der Geburt); nach ihrem Tod heiratete Jakob Schnyder sofort deren Schwester, worauf bis 1897 nochmals zwölf Kinder zur Welt kamen. Alle Kinder mußten nach ihrer Schulzeit und einer Zeit im Welschland zu Hause mitarbeiten. Zusätzlich waren immer einige Mägde und Knechte angestellt.

Der Hof Uttenwil wurde laufend ausgebaut und umfaßte mit der Zeit eine riesige Scheune mit eingebautem Ofenhaus und separat daneben einen Wohnstock, genannt «Stock», für die zahlreiche

<sup>22</sup> Peter F. KOPP, *Dietrichs Anni von Baletswil. Ein Leben*, Volken-Freiburg 1991; Armin SCHÖNI, *Was het mu andersch wele! Erinnerungen an eine Kindheit im Oberen Sensebezirk der Zehner- und Zwanziger-Jahre*, 2. Aufl. Freiburg 1989; Emil BALMER, *Uttewil* (wie Anm. 18).

Familie, die Mutter von Jakob Schnyder und die Dienstboten<sup>23</sup>. Während der Landwirtschaftskrise der 1880er Jahre kam Jakob Schnyder in ernsthafte finanzielle Schwierigkeiten; viele Kinder, viele Schulden und zu langsame Umstellung auf Vieh- und Milchwirtschaft trieben ihn beinahe in den Konkurs. Darlehen und glückliche Spekulationen halfen ihm dann weiter. Nach 1880 brachte Jakob Schnyder die Milch nicht mehr in die Milchsiederei nach Düdingen, sondern stellte einen Lohnkäser an. 1896 entstand eine eigene kleine Käserei in Uttenwil. Für Käser, Karrer und Melker wurden Familienwohnungen errichtet<sup>24</sup>.

Die Familie Dietrich, Nachkommen einer aus dem katholischen Entlebuch eingewanderten Bauernfamilie, lebte im Grenzland zwischen Mittel- und Oberland in Baletswil, einem Weiler in der Nähe von Rechthalten in der politischen Gemeinde St. Ursen. Sie bewohnte ein eigenes, 1822 erbautes «Sensler Bauernhaus, mit einer Ründi unter dem Schindeldach, deren Enden durch einen Balkon – bei uns Laube genannt – verbunden waren»<sup>25</sup>. Anni Dietrichs Eltern hatten ein mittelgroßes Bauerngut. Der Vater war erbender Bauernsohn, der seine Geschwister ausbezahlt hatte. Peter Dietrich war ein innovativer Bauer, der nicht nur seinen Betrieb ständig vergrößerte, sondern auch als Mitglied der Viehzucht- und Alpgenossenschaft Alterswil seinen Viehbestand ständig zu verbessern suchte. Als Präsident der Raiffeisenkasse hatte er «einigen Überblick über die wirtschaftliche Lage» und ging bei Landkäufen auch Risiken ein. In der Krise der 1920er

<sup>23</sup> In der *Freiburger Zeitung* (1. Februar 1896) wurde geklagt, der moderne Wohnteil sei so eng «wie ein Vogelnest», das Gesinde könne bei schlechtem Wetter nicht mehr unter das schützende Dach der angebauten Scheune ausweichen und müsse auch ins Haus drängen, während die früher so «zutrauliche» Fürsorge für das Vieh unter der modernen Trennung von Haus und Stall leide. Diese Klage taucht hingegen in der Uttenwiler Chronik nie auf.

<sup>24</sup> 1916 verpachtete Jakob Schnyder den Hof an zwei seiner Söhne, die diesen in der Folge gemeinsam bewirtschafteten. Der ältere war bereits verheiratet, seine Frau führte zusammen mit der Schwiegermutter den Haushalt. 1922 kauften die beiden Brüder das Gut und teilten es auf; für die Eltern wurde ein Stöckli errichtet. 1929 entstand aus dem Stöckli eine reformierte Bäuerinnenschule, die von der Schwester Bertha Schnyder geleitet wurde.

<sup>25</sup> Peter F. Kopp, *Dietrichs Anni* (wie Anm. 22), S. 37.



Jahre, als er sich mit einem Zukauf arrondierte und schwer verschuldete (die Kinder stellten ihm sogar ihre Sparkässelein zur Verfügung), hatte er «unwahrscheinlich Glück im Stall» und löste dank seinem guten Vieh viel Geld. Ein Stier vom Dietrich-Hof erhielt sogar an einer Viehschau in Bern in den 1920er Jahren den ersten Preis. Zum Verkauf der Milch gründete er zusammen mit Nachbarn die Käsereigenossenschaft im Strauß.

Die Familie Dietrich lebte dicht zusammengedrängt. In der oberen Stube schlief das «Manevouch», bestehend aus Knaben und Knechten, in der Stube war Platz für einen Tisch, den Ofen und das Elternbett mit den herausziehbaren Schubladen für die kleinen Kinder. Die Mädchen schliefen zu viert in drei Betten in der Nebestube. Die Scheune war nach traditioneller Bauweise angebaut. Die im Jahr 1904 geborene Anni war das vierte von insgesamt acht Kindern; die zahlreiche Familie fand genug Arbeit auf dem Hof. Bis zur Heirat blieben alle Kinder zu Hause und arbeiteten gratis mit, während die Großmutter mit den kleineren Kindern mit Käppchensticken zusätzlich Geld verdiente.

Lina B.s Familie lebte mitten im Dorf Rechthalten «an der neuen Hauptstraße»<sup>26</sup>. Der Vater B., der mehrere Jahre in Paris als Kutscher verbracht hatte und das «Buure u Ggschäfte im Dorf» sein Leben lang haßte, war auf Druck seiner Mutter wieder in Rechthalten ansässig geworden und hatte dort geheiratet. Er erwartete mehr vom Leben als die Existenz als «as chlys Hungerpuurli». Dank der Bürgschaft von Schwiegermutter, Schwester und Bruder baute er auf Kredit ein repräsentatives Haus mit Backstube und Laden im Parterre und einer Wohnung im ersten Stock. Linas Vater war kein gelernter Bäcker und konnte nur Halbweißbrot backen; fürs Weißbrot wurde ein welscher Bäckergeselle angestellt. Seine Frau, eine Bauerntochter, sollte den Laden führen und daneben so viel wie möglich in der Landwirtschaft mithelfen. Lina war das dritte von zwölf Kindern, welche die Mutter innerhalb von 15 Jahren gebär.

B.s waren die einzige Familie im Dorf mit einer Zentralheizung und elektrischem Licht in der Wohnung. Allerdings wurde die

<sup>26</sup> Armin SCHÖNI, *Was het mu andersch wele* (wie Anm. 22), S. 11.



Zentralheizung aufgrund der Geld- und Holzknappheit fast nie gebraucht. Der welsche Bäcker und die größeren Kinder schliefen in eiskalten Kammern, während die Eltern- und die Dienstkammer wenigstens temperiert waren und die kleineren Kinder in einem einzigen Bett neben dem Ofen in der Stube schlafen durften.

Die Schulden wuchsen der Familie über den Kopf, die Diensten und der Bäcker Geselle mußten entlassen werden, der Vater begann zu trinken. Als Nebeneinnahme organisierte seine Frau für ihn eine Milchsammelstelle für die Bauern der Umgebung; jeden Abend führte er die Milch nach Freiburg. Nach der Schulzeit hatten alle Kinder sofort das Elternhaus zu verlassen und für sich selbst zu sorgen.

Die Lebensumstände der Familien Schnyder, Dietrich und B. widerspiegeln teilweise die allgemeine Situation. Das Senseland war um die Jahrhundertwende weitgehend ein Streusiedlungsgebiet; es gab «kein Städtchen, nicht einmal ein großes Dorf, außer vielleicht Plaffeyen»<sup>27</sup>. Erst nach der Jahrhundertwende nahm Tavers als Bezirkshauptort durch den Bau einiger öffentlicher Gebäude einen gewissen Aufschwung<sup>28</sup>. Den größten Anteil an der Neugestaltung der Dorfkerne hatte der Kirchenbau. Allein zwischen 1878 und 1920 wurden im Senseland sieben neue Pfarrkirchen gebaut, neben zahlreichen Renovationen und Umbauten<sup>29</sup>. Die großen Kirchen prägten das Bild auch kleiner Dörfer nachhaltig.

Die größeren Pachtgüter und Bauernhöfe des Unterlandes wiesen stattliche Scheunen und Wohnbauten auf und verliehen einem Weiler wie Uttenwil ein wohlhabendes Gepräge, auch in Baletswil zeugte das traditionelle Sensler Bauernhaus der Familie Dietrich von einer gewissen Hablichkeit. Im Mittel- und Oberland, der Heimat von Anni Dietrich und Lina B., waren jedoch die bescheidenen, oft ärmlichen Hütten und Häuschen der zahlreichen unterbäuerlichen und kleinbäuerlichen Familien in der Überzahl<sup>30</sup>.

<sup>27</sup> *Freiburger Zeitung*, 13. August 1891.

<sup>28</sup> Hugo VONLANTHEN, *Tavers – Bezirkshauptort*, in: *Beiträge zur Heimatkunde* 52 (1982/83), S. 147–157.

<sup>29</sup> *See- und Senseland zu Großvaters Zeiten* (wie Anm. 13), S. 17.

Die «schlimmen Wohnungsverhältnisse» gehörten zu den Alltagsbedingungen breiter Bevölkerungskreise. «In kleinen, niedern Stübchen mit wenig Licht und Luft arbeiten und schlafen Familien mit zahlreichen Kindern», notierte die «Freiburger Zeitung» im Jahre 1890<sup>31</sup>.

## 2. Organisation des Familienalltags

Wichtiges Merkmal des Familienalltags in Bauern- und Gewerbefamilien war die Mitarbeit aller – von den Großeltern bis zu den Kindern – ohne individuellen Lohn. In der Familie Schnyder standen innerhalb von dreißig Jahren sukzessive siebzehn Kinder als Arbeitskräfte zur Verfügung<sup>32</sup>. Aufgrund des Anerbenrechts mußte der älteste Sohn einer Bauernfamilie zu Hause bleiben. Jakob Schnyers ältester Sohn Hans, geboren 1869, ersetzte als Jugendlicher seinem Vater in den Krisenjahren nach 1880 einen guten, starken Knecht. Wie eine Schwester erzählte, war Hans bei seiner Heirat als Dreißigjähriger «scho fasch e verwärchete Ma»<sup>33</sup>. Alle Kinder mußten auf dem Hof mitarbeiten, in je nach Alter und Geschlecht fest eingeteilten Arbeitsgebieten. Zwar durften alle Kinder die Sekundarschule besuchen und einige Zeit im Welschland schnuppern – für das Senseland ungewöhnlich privilegierte Lebensumstände –, aber die Eltern überwachten auch die Tätigkeiten der jungen Erwachsenen. Die Kompetenz über Arbeitsorganisation, Berufswahl und Ausbildungsgang lag bei den Eltern.

Unentgeltliche Mitarbeit aller war auch in der Familie Dietrich selbstverständlich. Anni Dietrich erzählt, daß ihr Vater als ältester Sohn und Erbe nicht einmal die obligatorische Schule abschließen durfte, weil er zu Hause als Arbeitskraft gebraucht wurde. In der Familie von Anni Dietrich mußte jedes der acht Kinder ein

<sup>30</sup> Jean-Pierre ANDEREGG, *Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg*, Bd. 1, Basel 1979, S. 15.

<sup>31</sup> *Freiburger Zeitung*, 8. November 1890.

<sup>32</sup> Drei Kinder starben früh.

<sup>33</sup> Emil BALMER, *Uttewil* (wie Anm. 18), S. 145.

bestimmtes Amt erfüllen, unabhängig vom Geschlecht. Das älteste mußte draußen dem Vater helfen, das zweitälteste besorgte den Milchtransport in die Hütte, das dritte hatte eine Funktion bei den Hühnern usw. Ging das älteste Kind weg, besonders das älteste Mädchen, dann rutschte die ganze Reihe nach. So kam es, daß die zweitälteste Schwester von Anni Dietrich für Feldarbeiten an die Reihe kam, obwohl sie sich von ihrer Konstitution her überhaupt nicht eignete. Das älteste Mädchen Marie mußte nach seiner Verlobung sechs Jahre lang warten, bis es heiraten durfte, da die beiden ihm folgenden Geschwister geistig und körperlich schwach waren und das nächste noch zu klein. Und Marie hielt sich an diese Regeln. Anni Dietrich schreibt, der Verlobte hätte die Marie dringend gebraucht für sein Heimwesen, «aber wir hatten Marie daheim auch noch nötig»<sup>34</sup>. Anni selbst hatte als eine der Jüngsten die Chance, auswärts einen Beruf zu lernen. Sie lernte Schneiderin bei einer Verwandten in Freiburg, kam nach Hause zurück und ging von dort aus mit einer eigenen Nähmaschine, die ihr der Vater finanziert hatte, auf die Stör. Zusätzlich nähte sie die Kleider für die gesamte Familie. Das verdiente Geld gab sie alles ab; sie betont ausdrücklich, sie hätte sich sonst vor den Geschwistern geschämt, die alle gratis zu Hause arbeiteten.

Andere Regeln galten in der verarmenden Familie B. Lina B. gehörte zu den älteren von zwölf Geschwistern. Bis zur Schulentlassung mußten die Kinder armer Familien nach dem «Zeugniss eines bewährten Schulmannes» zu Hause so streng arbeiten «wie wohl nirgendwo»<sup>35</sup>. Auch Lina B. hatte zusammen mit ihren Geschwistern sehr hart mit anzupacken. Am Morgen früh, vor der Schule, war schon so viel zu tun, daß die Zeit oft nicht mehr zum Morgenessen reichte. Nach der Schule mußten sie unter der strengen Aufsicht des Vaters in der Landwirtschaft bis in alle Nacht mithelfen. Besonders der Frühling war gefürchtet mit dem mühsamen Kartoffel- und Setzlingstecken auf dem Pflanzblätz zusammen mit der Mutter, ebenso die Zeit von Heuet und Ernte, wann der Vater

<sup>34</sup> Peter F. KOPP, *Dietrichs Anni* (wie Anm. 22), S. 76.

<sup>35</sup> *Freiburger Zeitung*, 13. August 1891.

das Zepter schwang. Nach dem Schlußexamen hatte Lina wie schon ihre älteren Geschwister so schnell wie möglich auswärts eine Stelle zu suchen und ihr Brot selbst zu verdienen. Eine Lehrstelle war für Kinder armer Familien unerschwinglich; die meisten Knaben gingen als Knechte und die Mädchen als Mägde in andere Bezirke des Kantons Freiburg; die Mädchen fanden auch Stellen als Dienstmädchen in der Stadt Freiburg.

### *3. Geschlechtsspezifische Arbeitsbelastung und Machtverteilung*

Auf dem großen Bauernhof der Familie Schnyder in Uttenwil herrschte die traditionelle Arbeitsteilung. Der Bauer war verantwortlich für alle Arbeiten und die Arbeitskräfte außer Haus, die Bäuerin für diejenigen im Haus und ums Haus herum. Der Bauer vertrat die Familie gegen außen und traf diesbezügliche Entscheidungen. Innerhalb dieses traditionellen Schemas traten auch Spannungen auf. Jakob Schnyders erste Frau Elisabeth erlebte in den ersten drei Jahren ihrer Ehe den enormen Expansionsdrang ihres Mannes, der erst durch die Landwirtschaftskrise von 1880 einen ersten Dämpfer erhielt. Mit einem neuerlichen Landkauf in jener kritischen Zeit war sie absolut nicht einverstanden; als Jakob nicht auf sie hören wollte, verließ sie ihn am gleichen Tag und kehrte zu ihren Eltern zurück. Dort fand sie allerdings keine Unterstützung. Als Jakob am nächsten Tag auftauchte, mußte sie auf Geheiß ihres Vaters wieder mit ihm nach Uttenwil zurückkehren. Jakob Schnyders zweite Frau Anna, die Schwester von Elisabeth, scheint mit ihrem Mann ein partnerschaftliches Verhältnis gepflegt zu haben. Nach der Beschreibung von Emil Balmer war sie eine politisch interessierte, gebildete Frau mit klaren Vorstellungen von Pflichten und Rechten eines Bauernpaares. Sie ging jeden Sonntag in die Kirche und las die Bibel. Grundsätzlich war sie mit ihrem Mann Jakob nicht nur über betriebliche Fragen, sondern auch über seine Expansionspläne einig.

Jakob Schnyder war ein emporstrebender Bauer, der seinen Arbeitsbereich klug organisierte. Seine Verantwortlichkeit für die Beziehungen nach außen war geprägt von der Situation in der

Diaspora. Ein gewisser Kontakt mit der Bevölkerung der Umgebung mußte gepflegt werden – das war auch Aufgabe seiner Frau. Reformierte Familien hatten auch für einige Infrastrukturaufgaben selbst aufzukommen. Die reformierte Primarschule Fendingen wurde auf dem Land von Jakob Schnyder gebaut, und für einen protestantischen Friedhof wehrte er sich zusammen mit anderen Berner Bauern bis vor das Bundesgericht. Höhere Steuerbelastung (die Berner finanzierten neben ihrem eigenen auch das katholische Schulsystem mit) und die Friedhofsfrage gaben um die Jahrhundertwende immer wieder Anlaß zu konfessionellen Scharmützel auf der persönlichen und politischen Ebene<sup>36</sup>. Einen Einblick in die Arbeitsteilung von Mann und Frau gewähren die Ereignisse rund um die Abstimmung über die neue Bundesverfassung von 1874. Umstritten waren die Bestimmungen über die Garantie der Glaubensfreiheit, und im Kanton Freiburg schlugen die Emotionen hohe Wellen. Der Pfarrer von Bösing wüßte sich sogar eine Mauer zwischen den «Ketzer» und der katholischen Bevölkerung. Der Briefträger hinterbrachte Elisabeth Schnyder, die ihm stets ein Gläschen Schnaps offerierte und offensichtlich den Kontakt pflegte, massive Gewaltdrohungen aus der Nachbarschaft. Gleichentags ging Jakob Schnyder im Sonntagsgewand nach Schmiten. «Dert nimt er no der Vorstand mit... sie sy zäme uf Bärn ine u grad diräkt zum Bundesrat». Die ältesten Kinder und die Mutter von Jakob Schnyder wurden bei Verwandten im bernischen Gebiet in Sicherheit gebracht. Jakob und Elisabeth Schnyder wachten die ganze Nacht in der Stube und kamen mit einigen eingeschlagenen Fensterscheiben davon.

Der Aufgabenbereich von Elisabeth und später Anna Schnyder umfaßte die traditionellen Gebiete der Bäuerin: Sie gebar die Kinder und war verantwortlich für deren Erziehung bis zur Konfirmation, sie organisierte und kontrollierte die Arbeit im Haus und ums Haus und arbeitete selbst mit von morgens früh bis abends spät – lobend wird erwähnt, daß Anna Schnyder immer selbst die Schweine gefüttert habe<sup>37</sup>. Wichtige Aufgabe auf einem hablichen

<sup>36</sup> Kathrin von NIEDERHÄUSERN, *Mentalitäten* (wie Anm. 16), S. 136ff.

<sup>37</sup> Emil BALMER, *Uttewil* (wie Anm. 18), S. 48.



Bauernhof war die Wohltätigkeit gegenüber Armen, die auch in den relativ kargen Anfangszeiten in der Hoffnung auf etwas zu essen gewohnheitsmäßig den Höfen nachzogen. Auch die Bewirtung von Handwerkern auf Stör oder die Bekanntschaftspflege mit dem Briefträger gehörten zu ihren Pflichten. Letzterer nannte Elisabeth Schnyder laut Emil Balmer «Mueter Schnyder»<sup>38</sup>. Anna Schnyders Pflichtenheft war noch umfangreicher. Acht Kinder hinterließ ihr ihre Schwester Elisabeth nach ihrem Tod, die älteste dreizehnjährig, der jüngste kaum jährig. Im Laufe der folgenden 16 Jahre gebar sie weitere zwölf Kinder, wovon eines früh starb. Nach der Geburt des Jüngsten konnte sie zum ersten Mal nicht sofort selbst wieder kochen. Neben den eigenen Kindern zog sie noch einige aus armen Familien auf, und im Alter noch den Enkel Ueli, dessen Mutter bei seiner Geburt gestorben war. Der bernische Gefängnis- und Armeninspektor Pfarrer Schafroth schickte ihr regelmäßig «gefallene» junge Frauen aus dem Zucht- oder Korrektionshaus als Mägde. Anna Schnyder war auch verantwortlich für den innerfamiliären Kontakt. Wie erwähnt, entschied sie gemeinsam mit ihrem Mann über die Arbeitsteilung zwischen den Kindern und über deren Berufswünsche. Gemeinsam beschlossen sie 1922 auch, den Kindern die Teilung des Vermögens selbst zu überlassen. Elisabeth und Anna Schnyder konnten beide sehr gut singen; Singen war in ihrem Elternhaus Tradition gewesen. So sang Anna mit ihren Kindern während der Arbeit und auch am Abend, wenn Familie und Dienstboten draußen auf der Bank und auf den Stiegentritten zusammensaßen.

Die Verwandtschaftspflege, traditionsgemäß ein wichtiger ökonomischer Faktor, diente gerade in der Diaspora auch der Geselligkeit. Verwandtschaftsbesuche am Sonntag waren auf einem großen Hof wie Uttenwil eine willkommene Abwechslung. Auch bei der täglichen Arbeit waren verwandtschaftliche Kontakte und Hilfeleistungen von Hof zu Hof selbstverständlich. Nach den Geburten beispielsweise stand regelmäßig eine Verwandte Annas als Hilfe zur Verfügung.

<sup>38</sup> Emil BALMER, *Uttewil* (wie Anm. 18), S. 42.

Bei der Bauernfamilie Dietrich in Baletswil waren Arbeitsfelder und Kompetenzen ebenfalls traditionell verteilt. Überlieferte Spannungen traten ebenfalls anhand eines Landkaufs auf. Obwohl Peter Dietrich als Hofbesitzer selbst darüber entscheiden konnte, hätte er gerne das Einverständnis seiner Frau gehabt; er fragte sie jedoch nicht direkt. Anni Dietrich erzählt, die Mutter habe sich nicht geäußert, «um für den Fall, daß wir es nicht halten könnten, nicht als treibende Kraft des Kaufes dazustehen». Auf indirektem Wege, nämlich indem sie beim Tierfüttern sang, signalisierte sie ihm ihr Einverständnis<sup>39</sup>. Nach der Erinnerung des Enkels Peter F. Kopp fragte Peter Dietrich seine Frau auch über andere Personen um ihre Meinung, oder aber es wurde einfach nicht über einen Entscheid gesprochen<sup>40</sup>. «So waren früher die Leute, nicht einmal die Eheleute fanden das Wort, um solche Dinge miteinander zu besprechen», kommentierte Anni Dietrich die spärliche Kommunikation ihrer Eltern<sup>41</sup>. Der einzige Bereich, wo sich Elisabeth Dietrich gegen ihren Mann durchsetzte, war die Kontrolle über die Töchter. Diese schliefen als Heranwachsende zu fünft in der Nebestube. Das einzige Fenster hatte nur ein «winziges Lüüfflerli» zum Lüften, und die Luft war oft zum Schneiden dick. Als die Eltern einmal gemeinsam auf dem Markt waren, ersetzte die ältere Schwester Marie das Fenster durch ein Vorfenster, das man ganz öffnen konnte. «Das gab etwas, als die Eltern heimkehrten!» Der Vater war strikte gegen diese neue Vorrichtung und verdächtigte die achtzehnjährige Marie, sie wolle Kilter ins Zimmer lassen. Die Mutter jedoch wehrte sich und fand das Vorfenster eine gute Idee – worauf dieses blieb. «Es war selten, daß Mutter wagte, etwas gegen Vaters Meinung zu sagen, sonst gehorchte sie immer»<sup>42</sup>.

Auch Arbeitszuteilung an die Kinder und die Entscheidung über Berufswünsche lagen beim Vater. Hingegen verließ sich Anni zur seelischen und moralischen Unterstützung auf ihre Mutter. Ihr Schutzengel und «eine Mutter, die daheim für einen betete»,

<sup>39</sup> Peter F. Kopp, *Dietrichs Anni* (wie Anm. 22), S. 88.

<sup>40</sup> Mündliche Mitteilung von Peter F. Kopp, Dezember 1994.

<sup>41</sup> Peter F. Kopp, *Dietrichs Anni* (wie Anm. 22), S. 88.

<sup>42</sup> Peter F. Kopp, *Dietrichs Anni* (wie Anm. 22), S. 76.



bewahrten sie auf der Stör neben ihrem eigenen festen Willen in vielen Situationen, wenn Männer sie belästigten<sup>43</sup>. Eine weitere Geldquelle neben Vieh- und Milchverkauf war die Vermietung von einigen kleinen Wohnungen auf dem Baletswiler Hof – ebenfalls eine Domäne des Mannes. In seine Kompetenz fiel auch der Verkauf der Schweine – die Frau war nur fürs Füttern zuständig – und der Einkauf von Vorräten. Nur Kleiderstoffe wurden gemeinsam auf dem Markt gekauft<sup>44</sup>. Peter Dietrich war auch ins gesellige Leben der Kirchgemeinde eingebunden. Als begeisterter Sänger machte er im Kirchenchor Alterswil und als Kirchensänger in Rechthalten mit, er sang sogar während des Melkens und am Abend mit seinen Kindern. Zudem war er ein fröhlicher Mensch und trank «nie zuviel» – Anni wurde oft um ihren Vater beneidet.

Die Arbeitsbereiche von Elisabeth Dietrich befanden sich im Haus und ums Haus. Sie gebar in zehn Jahren acht Kinder und war trotz der vielen Geburten laut ihrer Tochter Anni nicht überanstrengt; ihre Schwiegermutter hatte elf Kinder geboren und erst beim letzten «tumm ta» und den Arzt gebraucht. Elisabeth Dietrich und ihre Schwiegermutter teilten sich die Arbeiten auf. Diese verdiente zusammen mit ihren Enkelinnen und Enkeln Geld mit der Herstellung von Sennenkäppi aus Samt und Strohbändern. Ihre Sennenkäppi waren so begehrt, daß Peter Dietrichs Mutter sogar einen kleinen Handel aufzog und von Nachbarinnen Strohbänder kaufte<sup>45</sup>. Diese einträgliche kleine Geldquelle trug zusammen mit Peter Dietrichs «Glück im Stall» wesentlich zur Bemeisterung der 1920er Krise bei. Elisabeth Dietrichs Arbeitsgebiet im und ums Haus umfaßte die traditionellen Aufgaben der Bäuerin. Möglichst große Selbstversorgung war das Ziel. Der große Gemüsegarten lieferte Salat und Gemüse auch für den Winter, Obst lieferten die Bäume in Hülle und Fülle. Flachs wurde angepflanzt (das Spinnen und Weben allerdings nach auswärts vergeben), Wolle lieferten die Schafe. Einzig das Wollentuch wurde auf dem Weihnachtsmarkt gekauft, der Vater erstand manchmal einen ganzen Stoffballen. Im

<sup>43</sup> Peter F. KOPP, *Dietrichs Anni* (wie Anm. 22), S. 117, 126–127.

<sup>44</sup> Mündliche Mitteilung von Agnes Dietrich, Dezember 1994.

<sup>45</sup> Peter F. KOPP, *Dietrichs Anni* (wie Anm. 22), S. 40.

Laden wurde nur das Notwendigste gekauft: Salz, Zucker, Petrol und Kaffeebohnen, die dann selbst geröstet wurden<sup>46</sup>. Einzige Einnahmequelle der Bäuerin war das Eiergeld – ihr Mann bestimmte jedoch den Standort des Hühnerstalls –, und dieses «hatte für alles Mögliche zu reichen». Wenn Elisabeth Dietrich dringend Geld brauchte, mußte Anni hie und da bei einer «vermögenden Frau» in der Wolfeich ein Huhn oder einen Hahn verkaufen<sup>47</sup>.

Verwandtenbesuche am Sonntag galten als selbstverständlich. Im abgelegenen Hof Baletswil war wie in Uttenwil Besuch hoch willkommen. An hohen Festen wie Allerheiligen fanden traditionell Verwandtentreffen statt. Agnes Dietrich erzählt, am Sonntag sei immer viel gekocht worden, um auch unangemeldeten Besuch zu verköstigen. Wenn es einmal nicht für alle reichte, bekamen die Kinder später etwas zu essen.

Trotz der enormen Arbeitslast, die der Familie einen gewissen Grad an Selbstversorgung ermöglichte und sich grundsätzlich wenig von derjenigen von Anna Schnyder unterschied, scheint zwischen den Ehepartnern Dietrich ein größeres Machtgefälle bestanden zu haben als zwischen den Ehepartnern Schnyder. Die Bauern Schnyder und Dietrich können von Arbeitsbereich, -perspektive und -kompetenz her miteinander verglichen werden. Auch scheinen sie beide gute Hausväter mit Freude an ihren Kindern gewesen zu sein. Das unterschiedliche Machtgefälle rührte auf der individuellen Ebene eher von den Frauen her. Wie erwähnt war Anna Schnyder eine vielseitig interessierte Frau, die aufgrund einer eigenen Meinung mit ihrem Mann in der Regel übereinstimmte. Elisabeth Dietrich hingegen, die in der Schule jedes Jahr den Religionspreis erhalten hatte, scheint sich ihrem Mann fast durchwegs unterzogen zu haben, ohne selbst eine klare Meinung zu äußern.

Das Ehepaar B. aus Rechthalten hatte sich von Anfang an eine riesige Arbeitslast aufgebürdet. Vater B. übernahm die Arbeit eines Bäckers und Bauern, seine Frau diejenige einer Bäckersfrau und Bäuerin. Ihre Zusammenarbeit war geprägt von Spannungen und

<sup>46</sup> Mündliche Mitteilung von Agnes Dietrich, Dezember 1994.

<sup>47</sup> Peter F. KOPP, *Dietrichs Anni* (wie Anm. 22), S. 66.

Widerständen. Als die junge Familie noch bei den Eltern des Mannes wohnte und auf deren Hof hart arbeitete, kam während des Hausbaus die ganze Mehrarbeit dazu. Linas Mutter war mit dem dritten Kind schwanger. Vor Erschöpfung und Verzweiflung lief sie mit ihren zwei kleinen Kindern davon und wußte nicht wohin (ihre Mutter wohnte gleich nebenan!). Stundenlang saß sie dann mit ihren Kindern bis in die Nacht hinein auf einem Kartoffelfeld und weinte vor sich hin. Später erzählte sie ihrer Tochter Lina, wie sie mitten in der Nacht wieder ins schwiegerelterliche Haus zurückgeschlichen sei. «Vor Papa durfte sie nichts von ihrer Erschöpfung zeigen, är hettis nit toolet (geduldet) und schon gar nicht verstanden»<sup>48</sup>. In den folgenden zwölf Jahren gebar die Mutter weitere neun Kinder. Eine letzte Machtprobe wagte sie nach der Geburt des zwölften Kindes 1923. Sie verweigerte sich ihrem Mann, und als er sie schlug, ließ sie sich von ihrer Mutter mit dem kleinsten Kind nach Bärfischen zu ihrer verheirateten Schwester bringen. Zu Hause führten die zwölf- und dreizehnjährigen Töchter den Haushalt. Ihren Kindern zuliebe kehrte die Mutter nach einem halben Jahr schließlich zurück und hatte durch ihr Nachgeben ihren Einfluß definitiv verloren.

Linas Vater war verantwortlich für die Landwirtschaft und die Backstube, beides tat er notgedrungen unprofessionell. Die Ausgaben liefen den Einnahmen von Anfang an davon. Bei den landwirtschaftlichen Arbeiten war Vater B. nach der Erinnerung von Agnes Dietrich immer hintennach, und in der Backstube war er auf einen gelernten Gesellen angewiesen. Seine Kinder konnten ihn nur wenig entlasten. Wie erwähnt mußten sie alle nach der Schulentlassung – wenn sie kräftig hätten anpacken können – von zu Hause fort. Vater B.s Rinder waren so mager und ungepflegt, daß er sie am Viehmarkt in Freiburg nicht verkaufen konnte und wieder nach Hause bringen mußte.

Lina B.s Mutter war verantwortlich für die Arbeiten im Haushalt, das Kleinvieh inklusive die Schweine, den Gemüsegarten und den Bäckerei- und Spezereiladen. Ihr Arbeitsrhythmus wurde von den Öffnungszeiten des Ladens dominiert – auch sie hatte also eine

<sup>48</sup> Armin SCHÖNI, *Was het mu andersch wele* (wie Anm. 22), S. 13.

enorm arbeitsintensive Tätigkeit, die relativ wenig abwarf. Auch sie konnte kein größeres Kind beispielsweise für den Laden nachziehen. Daß sie im Haus festgebunden war, hatte einen entscheidenden Einfluß auf ihre Arbeit für die Selbstversorgung. Im Frühling half sie zwar Kartoffeln setzen, aber für einen richtigen Gemüsegarten hatte sie keine Zeit, ebenso wenig für eine eigentliche Vorratshaltung. So kamen bei der Familie B. keine Früchte und kaum Gemüse auf den Tisch, von Fleisch gar nicht zu reden. Sie lebten von dünner Kartoffelsuppe, trockenem Brot (das frische wurde verkauft) und «dünnem Schyggoree-Ggaffi», hie und da angereichert mit den Resten einer Vierfrucht-Konfitüre aus einer der großen Büchsen im Laden. Die eintönige und armselige Nahrung in einer Familie mit Landwirtschaft, Bäckerei und Speze-reiladen ist sehr bemerkenswert.

Die gesamten Tätigkeiten der Mutter B. konzentrierten sich aufs Geldverdienen und nicht auf die Selbstversorgung, auch Linas jährlicher Göttibatzen floß in Mutters Haushaltkasse. Neben dem Laden flocht sie zusammen mit den Kindern Strohbander, was bekanntlich praktisch nichts einbrachte. Sie flickte im Ersten Weltkrieg gegen Entgelt Soldatenkleider, sie sammelte wie die anderen Frauen im Dorf das ganze Jahr Stoffresten und Lumpen, um sie beim jährlich erscheinenden «Choerber» gegen Krüge, Schüsseln oder Tassen einzutauschen. Auch die Schweine wurden für den Verkauf gemästet. Linas Mutter sorgte gut für diese kostbaren Tiere. «Immer hoffte sie, mit dem Geld ein Bett, eine neue Matratze oder auch nur ein paar Kleidungsstücke für uns Kinder kaufen zu können», doch regelmäßig kam ihr der Mann zuvor. Im lautstarken Streit – sie wollte das Geld für den Haushalt und die Kinder, er für die Hypothekarzinsen – zog sie regelmäßig den kürzeren und blieb weinend in der Küche zurück. Linas Vater verkaufte das Schwein, bezahlte die nötigsten Zinsen und behielt den Rest zum Trinken.

Linas Vater hatte schon früh, vom Mißerfolg seiner hochfliegenden Pläne entmutigt, zu trinken begonnen – für Familien, die stark auf Geld und den Mann als Geldverdiener angewiesen waren, ein entscheidender Faktor. Einerseits vernachlässigte Linas Vater, der schließlich über die wichtigsten Einkommensquellen verfügte,

seine Arbeit, andererseits verbrauchte er viel Geld. Er blieb nach der Milchfuhr nach Freiburg oft noch lange mit Bekannten in den Wirtshäusern sitzen; kam er nach Rechthalten, trieb er die Pferde «mit ein paar Stockschlägen» nach Hause und trank im Wirtshaus weiter. Die Mutter spannte dann die Pferde aus und wusch das Milchgeschirr, «damit uns dieser Nebenverdienst ja erhalten blieb». Im Wirtshaus fand der Vater «immer Kumpane, die für eine Flasche Wein oder ein paar Gläser Schnaps mit ihm über Land und Leute – und er vor allem über die verdammte, verfluechte Banke – lästerten»<sup>49</sup>.

Kam Linas Vater betrunken nach Hause, richtete sich sein Zorn nicht nur auf die Banken, sondern auch auf seine Frau, die ihm auf Geheiß des Pfarrers eine viel zu zahlreiche Familie beschert habe. In seinen Augen war ihr Gehorsam gegenüber den Anweisungen des Pfarrers – Verhütung sei eine schwere Sünde – Grund für die Armut und das Elend der Familie. Oft warf er ihr vor, der Pfarrer solle doch «allne dyne Goofe» zu essen geben, er sei nicht verantwortlich<sup>50</sup>. Allerdings wissen wir nicht, ob sie sich nach dem zwölften Kind auf Anraten des Pfarrers oder aus eigenem Antrieb ihrem Manne verweigerte. Linas Mutter war eine Frau, die sich durchaus eine eigene Meinung bilden konnte und wollte. Sie war interessiert und wißbegierig, «mords a Gwundrigi, die immer wissen wollte, was in der Welt geschah». Bei ihrer Mutter holte sie alte Zeitungen und las sie, wenn die Familie schon lange schlief. Als während des Ersten Weltkriegs einige französische Soldaten bei der Familie B. einquartiert waren, übersetzte ihr Mann die Erzählungen der Soldaten, und die Mutter erklärte ihren Kindern die Ursache und den Verlauf des Krieges. Es waren nicht einfach Demut und Gehorsam gegenüber der Kirche, die Linas Mutter gegenüber ihrem Mann in eine so ungünstige Position versetzten. Vermutlich fühlte sie sich durch die schwierige Lage und das harte Leben um viele Hoffnungen und Perspektiven getäuscht, genau wie ihr Mann. Beide hatten über den Horizont hinaus sehen, den engen dörflichen Rahmen erweitern wollen. Linas Vater geriet als Trinker

<sup>49</sup> Armin SCHÖNI, *Was het mu andersch wele* (wie Anm. 22), S. 43–44, 41.

<sup>50</sup> Armin SCHÖNI, *Was het mu andersch wele* (wie Anm. 22), S. 51.



in die Rolle des tyrannischen und pflichtvergessenen Ehemannes, vor welchem alle zitterten. Seine Frau hingegen geriet, obwohl sie sich wehrte und anfänglich viel Kraft in die Auseinandersetzungen investierte, in die Rolle des Opfers. Unermüdlich arbeitend und das Schlimmste verhütend, wurde sie nach den Erinnerungen von Agnes Dietrich zunehmend sprachlos und unfreundlich. In dieser Situation mochte ihr die Kirche einen gewissen Trost und Rückhalt geboten haben.

Arbeitsbelastung und Machtgefälle klafften bei Linas Eltern stark auseinander. Interessant wäre die Frage nach der Stützung von Linas Mutter durch verwandtschaftliche oder nachbarschaftliche Hilfe. Bekanntlich wohnten die Familie des Mannes und die Großmutter Linas in unmittelbarer Nähe, zudem lebte die Familie B. mitten in einem Dorf. Nach Lina B.s Erinnerung half die Großmutter ihrer Tochter nach Kräften. Die Enkel waren auf ihrem warmen Ofen willkommen, wenn zu Hause Holz gespart werden mußte, sie erzählte ihnen Geschichten und verteilte freigiebig gedörrte Äpfel- und Birnenschnitze. In Notsituationen holte sich die Tochter sogar Holz für den Kachelofen. Doch all das hatte heimlich zu geschehen. Der Bruder von Linas Mutter, der zusammen mit der Großmutter den Hof bewirtschaftete, war gegen diese Hilfeleistungen. Wenn er seine Schwester erwischte, «fluchte er und schrie sie an: 'Mach daß du fort chusch; de Seppu soll nuch sälber zfrassen u zhiize gää!'»<sup>51</sup>. Solidarität erfuhr Linas Mutter also nur von ihrer Mutter; ihr Bruder weigerte sich nicht aus Geiz, sondern weil in seinen Augen der Schwager seinen Verpflichtungen nicht nachkam. Da hörte für ihn die verwandtschaftliche Solidarität auf. Vom Marienverein erhielten die Kinder einmal zu Weihnachten einen gebrauchten Schlitten, und ein einziges Mal brachte der «Santiklous» Äpfel, Birnen und Nüsse – eine Kostbarkeit in Linas Familie, die «sonst kaum einmal Früchte sahen»<sup>52</sup>. Laut Lina B. erhielt die Familie sonst keinerlei Unterstützung, höchstens einige Male heimlich durch die Schulschwestern, obwohl gerade im Senseland die private Wohltätigkeit der ver-

<sup>51</sup> Armin SCHÖNI, *Was het mu andersch wele* (wie Anm. 22), S. 30–32.

<sup>52</sup> Armin SCHÖNI, *Was het mu andersch wele* (wie Anm. 22), S. 28.

schiedenen Vereine einen Eckpfeiler der Armenpolitik bildete und eifrig propagiert wurde. Nach Agnes Dietrich war ein abweisendes Verhalten der Dorfgemeinschaft durchaus denkbar und erklärlich. Wenn sich jemand unbeliebt machte – im Falle der Familie B. durch die erklärte Abneigung gegen das traditionelle Leben und Arbeiten –, galt die Armut als selbstverschuldet. Die von den Betroffenen selbst peinlichst verschwiegene Notlage wurde einfach nicht zur Kenntnis genommen; «man schaute darüber hinweg». Diese Familien seien ärmer daran gewesen als die «anerkannten» Armen, die im Dorf viel Unterstützung gefunden hätten.

Die schlechte, einseitige Ernährung von armen Leuten aufgrund von hoher Verschuldung oder zu wenig Land war eine allgemein bekannte Tatsache. Und doch galten – nicht nur im Fall der Familie B. – auch in den Augen der weltlichen und geistlichen Behörden Armut, Unterernährung, Unwissenheit und Alkoholismus noch weitgehend als Folge individuellen Fehlverhaltens. Entsprechend bemühten sich die Behörden um die Linderung der Armut durch private Wohltätigkeit und durch den Einsatz der Pius- und Vinzenzvereine. Neue Rahmenbedingungen wie Ausdehnung der Verdienstmöglichkeiten, Verkehrserschließung, Einrichtung von Sekundarschulen, staatliche Sozialpolitik usw. entstanden seit der Zwischenkriegszeit. Lina B.s Kinder wüßten darüber wahrscheinlich einiges zu erzählen!